

Die „Gott mit uns!“-Strategie

Wann immer der Ausruf „Gott mit uns!“ erklingt, ist man gut beraten, den Kopf einzuziehen. Dem frommen Wunsch folgt meist ein Hagel von Geschossen, der den Himmel verdunkelt.

Auf den Koppelschlössern der deutschen Wehrmacht stand dieser Spruch ebenso wie auf den Gürteln der Franzosen. Die Kreuzritter riefen ihn vor der Schlacht mit derselben Inbrunst wie die Sarazenen auf der anderen Seite. Gott selbst hat sich bislang noch nicht dazu geäußert, wem er jeweils die Daumen gedrückt hat oder in Zukunft drücken wird.

Umso bedenklicher ist es, dass in unserer Zeit wieder mehr Menschen unter dem Motto „Gott mit uns“ ihr Tagwerk verrichten. So besuchte der amerikanische Ex-Präsident Bush regelmäßig den Gottesdienst und verließ ihn mit geschärftem Blick für Heil und Unheil – vor allem wohl für Letzteres. Zielsicher zeigte

er mit dem Finger auf das Böse, und da es ein einzelnes Böses nicht tut, fand er gleich eine ganze „Achse des Bösen“.

Auch im Vatikan wittert der Vertreter Gottes auf Erden Morgenluft. Einer lieben Gewohnheit folgend fordert der Papst die Unterordnung der Wissenschaft unter die Religion und verlangt mehr Demut von den Forschern, da ausschließlich er für die letzten Dinge zuständig sei.

Aber auch in der muslimischen Welt ist Gott wieder groß und mächtig; er wird, inschallah, die Ungläubigen strafen. Und wer sieht, wie sich die orthodoxen Juden Israels auf ihren Exklusivvertrag mit dem Höchsten berufen oder Hindu-Fundamentalisten mal wieder ein fremdes Gotteshaus schleifen, kann erkennen, dass die Renaissance der Religion doch eine wirklich globale Sache ist.

Wer immer diese fromme Gewissheit des „Gott mit uns!“ teilt, beruft sich nicht mehr allein auf das eigene Denken und Handeln, sondern beschwört eine fremde Macht – eine oft schwer zu fassende, in jedem Falle aber nicht mehr kritisierbare Macht.

Eine wachsende Zahl von Menschen greift wieder auf die Institution Glauben zurück. Sie versöhnen sich im Gebet und in der Anrufung einer höheren Instanz mit der Beschwernis des irdischen Lebens. In der Andacht erfährt der Mensch den Trost, dass alle Unzulänglichkeiten einen tieferen Sinn haben, den im Zweifelsfall allerdings nur der Allwissende kennt.

Alles, was auf den ersten Blick unvollkommen oder fehlerhaft erscheint, entspringt bei tieferer Betrachtung einer ausgeklügelten göttlichen Vorsehung. Der Philosoph Leibniz hat uns erstmals in aller scholastischen Schärfe erklärt, warum die Welt trotz aller Mängel keine Zumutung, sondern immer noch „die beste aller möglichen Welten“ ist. Gott hat das Böse und das Übel in den Dienst genommen, um Ordnung und Vollkommenheit im Ganzen hervorzubringen. Leibniz verdeutlicht das am berühmt gewordenen Feldherren-Beispiel: Nehmen wir einmal an, ein Feldherr hätte die Wahl zwischen zwei Schicksalen. Entweder verliert er die nächste Schlacht, bleibt aber wohlauf; oder er siegt, trägt aber eine kleine Wunde davon. Was würde er wohl wählen? Natürlich die Wunde, denn so Leib-

niz, erst das Risiko und die Möglichkeit des Scheiterns machen den Sieg zu etwas Außergewöhnlichem. Hätte Gott die Welt ohne jede Möglichkeit der Verletzung, der Niederlage und des Risikos geschaffen, gäbe es keinerlei Herausforderungen, keine Aufgaben, an denen wir uns bewähren können. Erst die Unvollkommenheit im Detail macht die Schönheit und Perfektion des großen Ganzen aus. Hat man dies erst einmal begriffen, kann man viel besser mit Krankheiten und anderem Ungemach umgehen.

Und so tröstet uns die Religion damit, dass letztlich doch alles in Ordnung gehen wird. Sie verheißt uns bei Wohlverhalten ein paradiesisches Weiterleben nach dem Tode. So manches, was das Leben an Zumutungen zu bieten hat, wird so erträglich – ja sogar die höchst unerfreuliche Tatsache, dass jeder irgendwann einmal sterben muss.

Die „Gott-mit-uns!“-Strategie ist für den Einzelnen also zweifellos tröstlich und verleiht ihm Kraft. Doch die Unterordnung des Denkens unter den Glauben und das Hoffen auf ein Jenseits beschert im irdischen Jammerthal auch manch zusätzliche Unbill und

beeinträchtigt die Suche nach vernünftigen Problemlösungen. Gemeinheiten werden als Strafe oder Prüfung schöngeredet oder einfach hingegenommen.

Das Fatale an der „Gott-mit-uns!“-Strategie ist, dass alle Energie und der gesamte Verdruss am Diesseits entweder auf das Jenseits umgelenkt werden, oder – was noch bedenklicher ist – auf das Ins-Jenseits-Schicken anderer.

Wenn religiös bewegte Menschen denen, die dem Leiden notorisch nichts abgewinnen können, mangelnde Leidensbereitschaft, Dekadenz oder gar Förderung der Unmoral vorwerfen und sie deshalb bekehren wollen, bleibt es oft nicht beim Bekehren. Es mündet ins Zürnen – natürlich im Namen des Herren. Die unfrohen Taten von Gläubigen, Andersgläubigen und Ungläubigen führen zu einem ständigen inneren Aufruhr, der sich oft nur mit einer folgenschweren Gewissheit besänftigen lässt. Der Gewissheit nämlich, dass es Gottes Willen entspräche, die Sünder mit sofortiger Wirkung aus dem Diesseits zu verstoßen.

Es zeigt sich hier, dass die eigene Gottesnähe weniger wichtig ist als das selbstgerechte

Zum-Teufel-Schicken anderer. Dass „Gott mit uns!“ nicht zu konstruktiven Lösungen führt, liegt also auf der Hand. Ohne hier die Frage nach der Existenz Gottes beantworten zu wollen, muss gesagt werden: Der Ausruf „Gott mit uns!“ verheißt keinen Frieden, er ist vielmehr das Rasseln der Klapperschlange vor dem Biss.

Wer Gott als letzte und höchste Instanz anruft und um Beistand bittet, legt sein Schicksal in fremde Hände und vertraut sich einer metaphysischen Rechtsprechung an, die er auf seiner Seite wähnt. Ihm sollte allerdings klar sein, dass Andersgläubige dies ebenfalls tun. Und so steht der Allerhöchste in der Tat wieder vor einer kniffligen Aufgabe. Die „Gott-mit-uns!“-Strategie birgt nicht nur das Risiko des Höchsten, sondern auch höchste Risiken.